

Exemplarisch – und ganz auf der Linie von Ex-Bundespräsident Joachim Gauck – versucht das im Buch *Jan Techau*, ein einstiger PR-Spezialist der Bundeswehr, der im Moment als Direktor des *Richard C. Holbrooke Forums* an der *American Academy* in Berlin tätig ist. Leute!, schreibt er: „Es gibt keine weiße, moralisch saubere Option, die einer klar umrissenen schwarzen, moralisch abzulehnenden gegenübersteht.“ (22) Ein Problem in Deutschland sei, dass das „Trauma“ der NS-Menschheitsverbrechen dazu geführt habe, dass die „Gewissheit, mit seinem Streben und Wirken am Ende auf der richtigen Seite der Geschichte herauszukommen“, ein für allemal gebrochen worden sei. Ein für allemal? Nun, vielleicht gebe es doch eine Chance, das erwähnte „Trauma“ zu überwinden, fährt Techau fort; Gauck sei ja „genau an den neuralgischen Punkt gegangen“, indem er den Deutschen wieder und wieder gepredigt habe: „Vertraut euch! Ihr gehört zu den Guten!“ (24) Nur wenn man dieses „Vertrauen“ habe, könne man in der „moralischen Grauzone“ ungebunden handeln, in der sich Außenpolitik immer bewege. Nur dann könne man frei über Militäreinsätze entscheiden, die „die folgenschwerste und deshalb auch die anspruchsvollste, gewissermaßen die Krönungsdisziplin der Außenpolitik“ blieben. Schließlich geht Techau auch noch den letzten Schritt: Die „Guten“ könnten möglicherweise „sogar gezwungen“ sein, „die Frage eigener Atomwaffen zu diskutieren“ – im Sinne von Ischingers Großmacht EU. Wenn man den Ärger, der da droht, schon vorher einfangen könnte, wär’s für Machtstrategen ein echter Gewinn.

Jörg Kronauer

(<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i1.17>)

Ulrich Luig: *Weltfriedensdienst e.V. – Geschichte einer Idee*. Norderstedt: BoD 2017. 164 Seiten

Der nüchtern klingende Haupttitel sagt zunächst wenig über den Inhalt aus; erst der ausgesprochen treffend gewählte Untertitel beschreibt exakt das, worum es dem Autor geht. Denn nicht die Organisation *Weltfriedensdienst* (WFD) steht im Vordergrund, sondern die Inhalte und die Diskussionen, für die der WFD das Haus, den organisatorischen Rahmen darstellt. Für diesen Überblick hat Ulrich Luig die Archivunterlagen von über 50 Jahren studiert und zusätzlich mit MitarbeiterInnen, Mitgliedern und ehemaligen EntwicklungshelferInnen viele Aspekte durchgesprochen.

Die Idee, die dem WFD zugrunde liegt, ging von verschiedenen Initiativen der evangelischen Friedens- und Versöhnungsarbeit im Ausland Ende der 1950er Jahre aus. Vor mehr als 50 Jahren, reifte die Idee in zahlreichen Diskussionen und über mehrere organisatorische Vorstufen, bis 1967 der Weltfriedensdienst als selbständige Organisation geführt wurde und 1969 den heute noch gültigen Namen „Weltfriedensdienst e.V.“ erhielt. Der Leitgedanke blieb dabei „Gemeinschaftsdienste und soziale Aktivierung“.

Die ersten Projekte (Elfenbeinküste, Palästina, Brasilien, Gambia) waren somit eher Pilotvorhaben im Sinne von Versuchsballons als bereits ein Einstieg in die entwicklungspolitische Projektarbeit. Die Erfahrungen wurden regelmäßig ausführlich ausgewertet und diskutiert. Die Arbeit des WFD war charakterisiert durch

die intensiven Grundsatzdiskussionen, die die praktische Arbeit kontinuierlich begleiteten und reflektierten und es der Geschäftsstelle nicht immer leicht machten. Wie der Untertitel ausdrückt, die Idee war zentral und im Grunde wichtiger als die Organisation, mittels derer es galt, diese zu realisieren.

Die Geschichte des WFD reagierte einerseits auf die (welt-)politischen Entwicklungen und andererseits auf die Notwendigkeit der institutionellen Stabilität. Wichtige Etappen auf dem Weg, bei denen sich der WFD engagierte, waren die Befreiungsbewegungen an der Macht und das Ende der rassistischen Regimes im südlichen Afrika. Eine konzeptionelle Neuorientierung als Ergebnis der kontinuierlichen politischen Reflexion – bis hin zur Infragestellung der eigenen Arbeit – war in den 1990er Jahren die Arbeit unter dem Schlagwort „Wer im Süden arbeitet, darf im Norden nicht schweigen“. In diesem Kontext entstanden sowohl ein Austauschprojekt mit KooperantInnen aus dem Süden (Zimbabwe) als auch Inlandsprojekte und Informationsreisen mit Süd-Partnern. Diese Projekte hatten als zentrales Ziel die Bewusstseinsarbeit in Deutschland (z.B. Rassismusprojekt). Bereits in den 1990er Jahren wurden im WFD Themen diskutiert, die sich gerade heute einer besonderen Aktualität erfreuen: „...hinterfragen, ob Flüchtlinge tatsächlich das ‘Problem’ sind und nicht vielmehr die dahinterstehenden Fluchtursachen“ (90).

Die Geschichte des WFD mit den intensiven Diskussionen vor allem auf den Seminaren und Mitgliedsversammlungen macht deutlich, dass es sich um eine Organisation mit einem dezidiert politischen Anspruch handelt, die nicht einfach in die zahlreichen entwicklungspolitischen Organisationen eingereiht werden kann – also: die Idee steht im Vordergrund. Damit spielte der WFD durchaus eine Sonderrolle in der „Branche“, die er auch aktiv wahrnahm und wahrnimmt. Er bringt sich in NRO-Netzwerken und Verbänden und vor allem in der entwicklungspolitischen Diskussion ein (z.B. den Artikel „‘Kleine’ und ‘große’ Entwicklungshilfeorganisationen. Ein Vergleich der Strategien von Weltfriedensdienst und Weltbank in Gambia“ von Ute Luig in der *PERIPHERIE* Nr. 7, 1982, S. 36-51). Der WFD war und ist aber keine „normale“ entwicklungspolitische Organisation – er will es explizit auch nicht sein. So legte er Wert darauf, die Arbeit in den Partnerländern und mit den Partnerorganisationen nicht ausschließlich an die Projektlaufzeit, also an die Finanzierung, zu knüpfen, sondern kreierte ein Konzept der langfristigen Partnerschaft. Auch die Netzwerkbildung und die Lobby-Arbeit waren immer ein integrativer Schwerpunkt der Aktivitäten. In diesem Sinne waren dem WFD Kampagnen- und Öffentlichkeitsarbeit immer wichtig.

Der Autor erläutert in aller Deutlichkeit die institutionelle, d.h. finanzielle Krise, in die der WFD glitt. Die Priorisierung der inhaltlichen Diskussion und der Wunsch, sich durch Pragmatismus politisch nicht zu verbiegen, führten dazu, dass die Sicherung der finanziellen Basis in den Hintergrund rutschte. Daraus resultierte die Notwendigkeit, sich trotz aller Vorbehalte gegenüber der „Projektitis“ stärker um die externe Finanzierung von Projekten im klassischen Sinne zu bemühen, um auch in Zukunft die Eigenständigkeit zu bewahren (107). Dabei kam der inhaltlichen Orientierung des WFD die Einrichtung des *Zivilen Friedensdienstes* (ZFD) sehr gelegen. Mit der stark angestiegenen Zahl der Entwicklungshelfer konnte sich der WFD eine tragfähige finanzielle Basis erarbeiten, er wurde damit aber zugleich – immer noch

etwas querdenkerisch – stärker eingereiht in die Gilde der personalentsendenden, entwicklungspolitischen Organisationen. Zugleich absorbiert der angestiegene Verwaltungsaufwand erhebliche Kräfte in der Berliner Geschäftsstelle.

Getreu dem Untertitel des Buchs hat der Autor die Geschichte der Organisation entlang des roten Fadens der Idee präsentiert. Trotzdem kommen die Fakten der einzelnen Etappen und die notwendigen Informationen aus dem Alltag des WFD im Ausland und in Deutschland nicht zu kurz. Durch die deutliche Herausarbeitung der „Idee“ als zentralem Anliegen wird der kontinuierliche Prozess der fachlich-inhaltlichen und vor allem politischen Diskussionen mit seinen Veränderungen deutlich. Die dominante Rolle der Reflexion der eigenen Arbeit im politischen, deutschen wie internationalen Umfeld charakterisiert den WFD als Querdenker mit einer politischen Message. Obwohl Ulrich Luig die Organisation als Mitglied fast von Beginn an und zeitweise im Vorstand begleitet hat und sie ausgesprochen gut kennt, lässt er in der Darstellung der Geschichte die notwendige kritische Distanz nicht missen.

Theo Mutter

(<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i1.18>)

Kaveh Yazdani: *India, Modernity and the Great Divergence. Mysore and Gujarat (17th to 19th C.)*. Leiden: Brill 2017, 669 Seiten

Seitdem Kenneth Pomeranz 2000 sein anregendes Buch über die „Große Divergenz“ veröffentlicht hat, gibt es eine lebhafte Debatte um sie. Dazu hat Kaveh Yazdani einen bemerkenswerten Beitrag geliefert. Etwa ein Fünftel des Buchs ist der grundlegenden Frage nach dem Kontrast zwischen Europa und Asien gewidmet. Im Mittelpunkt steht die Bestimmung der „Modernität“, die er in eine frühe, eine mittlere (16.-19. Jahrhundert) und eine späte Modernität unterteilt. In der mittleren Periode hatte Asien durchaus bedeutende Leistungen zu verzeichnen, die von „eurozentrischen“ Historikern oft vernachlässigt werden. Dem Beispiel von Pomeranz folgend, der die Region am unteren Yangtse-Fluss in China untersuchte, um zu zeigen, dass am Ende des 18. Jahrhundert in Asien durchaus ein ähnlicher Standard wie in Großbritannien erreicht wurde, behandelt Yazdani Mysore in Südindien und Gujarat an der indischen Westküste. Während Pomeranz jedoch die nach dem „Gleichstand“ folgende „Divergenz“ in den Blick nimmt, die er mit dem britischen Zugriff auf die eigene Kohle und die aus den amerikanischen Kolonien bezogenen Rohstoffe (Rohbaumwolle, Weizen) begründet, beschränkt sich Yazdani auf seine beiden Fallstudien. Er hat Quellen in indischen, britischen, französischen und deutschen Archiven erschlossen und die Sekundärliteratur sorgfältig ausgewertet.

Die beiden Fallbeispiele sind je auf ihre Weise überzeugend, doch werden die Leser*innen einen Vergleich zwischen Mysore und Gujarat vermissen. Dies wäre ein kontrastierender Vergleich: Mysore unter Haider Ali und Tipu Sultan wurde geradezu zu einem „modernen“ Militärstaat, Gujarat fehlte ein stabiler Staat. Herausgefordert durch die britische Kolonialmacht konzentrierten sich die Herrscher Mysores auf eine effizientere Grundsteuerverwaltung und eine schlagkräftige Organisation ihres